Ekkehard Felder (Dekan der Neuphilologischen Fakultät)

Gedenkrede zum Volkstrauertag 2014

Wir sind hier zusammengekommen, um der Toten unserer Universität zu gedenken. Gestatten Sie mir zu Beginn eine persönliche Anmerkung: Als Kind musste ich mit meinem Vater, der im Krieg noch als junger Soldat eingezogen wurde, an jedem Volkstrauertag auf den Friedhof zur zentralen Gedenkveranstaltung meiner südbadischen Heimatstadt gehen. Ich erinnere mich noch an eine Totenglocke, die mich beeindruckte. Außerdem erklang das Lied „Der gute Kamerad“, das mit der berühmten Verszeile von Ludwig Uhland „Ich hatte einen Kameraden“ beginnt. All dies hat meinen Vater – ansonsten niemand, der zur besonderen Darstellung von Gefühlen neigte – stets sehr berührt. Kein Wunder, denn wir Kinder wussten, dass er im November 1944 im Alter von 18 Jahren mit mehr als 1000 Gleichaltrigen noch in den Krieg geschickt wurde und dass weniger als 200 junge Menschen seiner Einheit heimkehrten. Vor diesem Hintergrund bedarf es keiner Erklärung, warum ihm die Teilnahme an der Gedenkveranstaltung am Volkstrauertag ein tiefes Bedürfnis war. Als Kind habe ich dies nicht richtig verstanden, aber gespürt.

Inzwischen habe ich die Sinnhaftigkeit gemeinsamen Gedenkens erfahren und verstanden. Diese Erfahrung wurde durch die Individualisierung geschichtlicher Ereignisse und abstrakter Opferzahlen möglich. Geschichte eignet sich offensichtlich nur dann zur Kommemoration, wenn sie mit individuellen Biographien verbunden ist. Mit ihr wächst Empathie, eine Grundkategorie menschlichen Miteinanders.

Meine bisherigen Ausführungen zielten auf uns Erinnernde. Es gilt nun den Blick auf die zu richten, die eigentlich im Mittelpunkt unseres heutigen Gedenkens stehen. Es sind die Opfer von Gewaltherrschaft und Krieg, insbesondere die Mitglieder unserer Universität, die seit 1933 entrechtet, vertrieben und getötet wurden.

In einer Gedenkfeier stellt sich nicht zuvörderst die Frage, inwiefern die Toten, derer wir gedenken, zwischen Selbst- und Fremdbestimmung Teil eines größeren Unrechtsregimes oder machtlose und ausgelieferte Opfer staatlich verordneter Willkür waren. Sie waren zuerst einmal Menschen. Wir denken zuerst einmal an einzelne Männer und Frauen, an Menschen mit Namen, an identifizierbare Persönlichkeiten.

Die Universität hat dazu zwei Memorialorte geschaffen: Der Getöteten des Ersten Weltkriegs wird im Hexenturm gedacht, dort sind die Namen der Studenten, der Angestellten und der Dozenten noch einzeln aufgeführt. Die zweite Memorialstätte der Universität, diese Platte mit dem Auszug aus Psalm 139 „Auch Finsternis ist nicht finster bei Dir“, verzichtet bezeichnenderweise auf die Nennung von Namen. Dadurch wird das Gedenken abstrakter, es wird gleichsam erschwert, wenn wir Erinnernde es nicht zu konkretisieren vermögen.

Ein umfassendes Gedenken ignoriert mitnichten die Frage nach Schuld und Verantwortung. Genauer betrachtet steht sie im Zentrum – und zwar in zweifacher Hinsicht. Rückblickend ist die Frage hinsichtlich der Zusammenhänge und Korrelationen von Strukturen des Unrechts und ihrer Entscheidungsträger zu analysieren. Nach vorne blickend ist die Frage nach Schuld und Verantwortung aus ihrer abstrakten Starre zu lösen, denn sie legt uns ein Vermächtnis nahe: Des Gewesenen ganzheitlich zu gedenken, um Zukünftiges verantwortungsvoll gestalten zu können.

Bei einer solchen Betrachtungsweise beginnt Gedenken zunächst einmal mit einem bedingungslosen Mitfühlen, mit einem voraussetzungslosen Aufspüren von Motiven und Kontexten, mit einem Sich-Hineinversetzen in zurückliegende Situationen, die mit Worten kaum zu beschreiben sind. Aus dergestalt gewonnenen Fragen nach der Verantwortung erwachsen auf einer abstrakten Ebene Antworten als Handlungsempfehlungen für uns heute. Da aber abstraktes Denken nicht empathiefähig ist, genügt es nicht. Gedenken verlangt also nach Singularisierung und Individualisierung.

Stellvertretend erwähne ich Prof. Dr. Richard Werner, Direktor des Instituts für Krebsforschung und Präsident der deutschen Röntgengesellschaft, der im Ersten Weltkrieg Militärdienst leistete. Als Jude musste er jedoch 1934 ins tschechische Brünn emigrieren und baute sich dort als Leitender Primarius eines onkologischen Heil- und Forschungszentrums eine neue Existenz auf. Nicht genug der Schicksalsschläge wurde er nach dem Einmarsch der deutschen Wehrmacht erneut seiner Lebensgrundlage beraubt und in das Konzentrationslager Theresienstadt deportiert. Dort „verstarb er im Februar 1945“ – eine gängige Formulierung in Dokumentationen, die aus heutiger Sicht durch ihren passivischen Duktus unangemessen erscheinen.

Solche Schilderungen machen uns immer wieder aufs Neue fassungslos. Die Unbegreiflichkeit des Unrechts entlässt uns in die Sprachlosigkeit. Diese müssen wir allerdings überwinden, das ist unser Auftrag, wir sind es den Opfern schuldig.